

Von der alten Zuluherrlichkeit

„Willst du, daß deine Seele es wieder singen lerne, das Osteralleluja?“ begann Schwester Beata wieder.

„Du weißt nicht, was du sagst. Weißt nicht, was Sünde ist. Aber ich — ich weiß es.“

„Ich frage doch nicht nach deiner Schuld. Erwartest du von dem unendlich barmherzigen Gott denn weniger, als von mir, seiner armen Magd? Kennst du nicht jenes große Erbarmungswort: So weit der Himmel ist von der Erde, so weit will ich hinter mich werfen eure Sünden?“

Wieder ward es still in der Zelle. Drinnen nur das erschütternde Schluchzen der Sünderin. Draußen das Jubilieren der Vögel, das Sauchzen der Kinder und das Feiern der Glocken.

„Erst war's meine Eitelkeit, Gefallsucht . . . Leichtsinn, Unbotmäßigkeit. . . . Ich hörte nicht mehr Eltern und Seelsorger, spottete ihrer . . . verdächtigte sie, wo ich konnte, um mich zu rächen. . . . Das war mein Verderben. . . . Du weißt es. — Dann kam die große Stadt . . . und die Sünde . . . Sünde. Und dann . . . o Gott!“

„Lebt dein Mann noch?“ fragte die Nonne, um sie abzulenken.

„Das ist es ja. — Er war besser als ich — und auch älter. — Stand mir im Wege. — Und dann . . .

„Sag nichts mehr“, unterbrach die Schwester erschüttert das Bekenntnis. „Und doch ist Gottes Erbarmen größer als alle Schuld.“

Die von des Heilandes Osternade so tief Getroffene widersprach nicht mehr, als Schwester Beata ging, den Priester Gottes ans harte Bußlager der an Leib und Seele Todkranken zu rufen.

Als die Sträflinge in der Kapelle sangen: . . . „In deinem Blute gereinigt von Schuld — freu'n wir uns wieder der göttlichen Guld . . .“, da sprach Gottes Stellvertreter das „Ego te absolvo“ über die reuige Büßerin.

Die Morgensonne des zweiten Ostertages leuchtete ins friedliche Antlitz einer Toten, die büßend Gnade gefunden hatte. — — —

Vierzehn Tage später wurde auch aus dem Kloster der Barmherzigkeit ein Sarg getragen, ein weißer, schmuckloser.

Der Himmel hatte das Opfer der kleinen Nonne angenommen. . . .

Von der alten Zuluhrlichkeit

Von P. Odo Ripp, R. M. M., Mariä Stella

Es ist keine gehaltlose Zeremonie, wenn Taufbewerber nach gründlichem Unterricht und sorgfältiger Einführung ins christliche Leben vor dem Empfange der hl. Taufe dem Fürsten der Welt und seiner Herrlichkeit abschwören müssen. Durch diesen Akt verzichtet der Jünger Christi auf die eigene Selbstherrlichkeit, unterordnet seinen Verstand dem Glauben und bindet sich, in seinem ganzen Leben zur Demut des Kreuzes sich zu bekennen.

„Was in der Welt ist: Fleischeslust, Augenlust, und Hoffart des Lebens stammt nicht vom Vater, sondern von der Welt“ (Joh. 2, 16). Diese drei Dinge sind die umstrickenden Fangarme, die berückenden Blendwerke sowie lockender Köder, womit Satan die Menschen auf seiner Seite hält. Er weiß den vornehmen Herrn zu spielen, sich in Glanz und Majestät zu kleiden, die er denen zukommen läßt, die ihm den Hof machen. Jeder Menschenseele erneuert er das Angebot: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest“ (Matth. 4, 9). Zu seinen Füßen liegt die ganze Heidenwelt, schwelgt in allen Lustbarkeiten, die sein Reich bietet, oder schmachtet in unwürdigen Sklavenbanden, die sein Dienst anlegt. Dort herrscht die „Hoffart des Lebens“ unumschränkt, bekundet sich in ungezügelter Ruhm- und Ehrsucht. Über andere herrschen und über sie triumphieren gilt als höchster Ehrgeiz. Von den alten Römern sagt St. Augustin: „Die Hier nach Lob und das Haschen nach Ruhm wirkte jenes viele Wunderbare, das nämlich löblich und ruhmvol war nach der Schätzung der Menschen“ (civ. Dei).

Diese menschlichen Leidenschaften hatten bei dem Zuluvolke einen ähnlichen Erfolg. Allgemein werden sie als ein tapferes und freiheitsliebendes Volk gerühmt, das sich lange und heldenmütig gegen das Joch seiner Zwinger gestraubt hat. Ein guter Kenner nannte die Zulus ein Volk von Edelmännern und Aristokraten. Woher nun dieser Charakterzug? Es war die Frucht angezüchteten Ehrgeizes und Ruhmsucht. Um diesen zu wecken, befolgte der Begründer der eigentlichen Zulu-Herrschaft, Tschaka, das System der Belegung von Ehrentiteln und Preisnamen. Darin lag nun der Ansporn, die treibende Kraft, sich im Spiel und Kampf hervorzutun, andern den Rang abzulaufen. Dadurch wurde eine Fertigkeit und Meisterschaft im Waffenhandwerk groß gezogen, die so viele Helden und wahre Haudagen im Zululand hervorgebracht hat. Noch heute bildet es den Zeitvertreib der Hirtenbuben beim Viehhüten einander zum Gefechte herauszufordern. Der Mutwilligere, der sich seiner Sache sicher glaubt, fordert den Gegner auf verächtliche Weise heraus. Mit einem seiner Stöcke tupft er ihm auf dem Kopf herum und sagt: „Ich habe dich überwunden, Bub, geh, schöpfe mir Wasser dort heraus, wo kein Frosch quackt, d. h. im Meere.“

Jemanden zum Wasser holen schicken ist bildlicher Ausdruck für Sieger sein, jemand übertreffen; eine Schule, die eine andere zum Wasser holen schickt, ist eine solche, die der andern überlegen ist. Der angetane Schimpf muß gerächt werden, es erfolgt nun der Zweikampf. Die Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, mit der diese jungen Kämpfer die Hiebe parieren, nötigt dem Zuschauer Bewunderung ab. Wer zuletzt als Sieger aus diesem Gefechte hervorgeht, seinen Gegner zur Flucht wendet, der gilt als der Held des Tages; es werden ihm von den Altersgenossen entsprechende Preisnamen angedichtet. Damit schwilt ihm der Kamm, hier sagt man, „es wächst ihm die Mähne am Kopf oder er trägt Höcker“; sein Selbstbewußtsein mehrt sich und damit der Heißhunger nach neuen Titeln. Alle Welt preist ihn jetzt als den Sohn von dem A. A., der das und jenes vollbracht hat. Natürlich ließen nun die Vorbeeren, die sich so reichlich auf das Haupt des Gepriesenen senkten, seine Kameraden nicht schlafen, und so entstand ein reger Wettbewerb, der die körperliche Kraft und Geschmeidigkeit der Glieder förderte. Keiner wollte als Feigling angesprochen werden. Im Kriegsfall mußten diese 12–15 jährigen Jüngens als Waffen- und Packträger mitziehen. Später wurden die Gleichalterigen in verschiedenen mit Namen bezeichneten Regimentern aufgeteilt und kampierten im königlichen Hoflager.

In Friedenszeiten beschäftigten sie sich mit Waffenübungen, besorgten des Königs Haushalt, hüteten seine Viehherden und bestellten die Felder. Vor allem pflegten sie Scheingefechte, machten allerhand phantastische Zweikämpfe mit Schild und Speer. Es war das ein imaginärer Kampf mit dem Feinde. Diese Übungen förderten vor allem die „Wildheit“ der Leute. „Wilde“ Menschen werden keine geboren. Die Wildheit ist angezüchtet. Man muß die Leute beim Zweikampf gesehen haben, diese Gebärden und Grimassen, dieses Augenrollen, diese Luftpünge, als ob sie die Sonne vom Himmel herunterziehen wollten, dieses Bodestampfen, wobei der Kämpfer sich in eine Begeisterung und Raserei hineinarbeitet, als wollte er den Erdball in Trümmer schlagen. Hat ein Held seine Übungen gut gemacht, zollt ihm die zuschauende Menge anhaltenden Beifall durch Schildbergerassel.

Für ein Volk, das so eingeübt war, galt der Krieg als ein willkommener Sport. Da waren vor allem Frauen, Kinder, Hab und Gut zu verteidigen oder den Feinden zu entreißen. Einem Hirtenvolk ist das Vieh sein einziger Reichtum, Wohlstand und Verderben hängt von seinem Bestande ab. Wenn das „liebe“ Vieh zum Melken in die königliche Pferche getrieben wurde und irgend ein Stück gar zu sehr schrie, da loderte die Kampfeslust der jungen Krieger auf, und als eine Beteuerung, den vaterländischen Ochsen zu verteidigen, erging an denselben die Aufforderung: „Schreie, Ochs vom Zululand, der du niemals anderswohin gehen wirst. Niemals sollen dich die Feinde rauben.“ Auch eine Art Fahneneid!

Die am meisten geschätzten Ehrentitel verdiente man sich im wirklichen Trefsen. Da war es nun das ernste Bestreben jeden Kriegers, seinem Berufe Ehre zu machen, den Feind zu besiegen, wenn möglich zu vertilgen, besonders den feindlichen König. Tschaka war ein kluger Mann und wußte seine Truppen zu schonen. Deshalb hatte er die Gepflogenheit nach Besiegung eines Nebenbuhlers dessen Viehstand unter die Führer des besiegteten Stammes zu verteilen, um sich dieselben zu Freunden zu machen und zu willigen Kriegern, die den Eroberungszug weiter führten, während seine Leibgarde ihm erhalten blieb. Dem Feinde über die Furten der Flüsse nachsetzen, war gleichbedeutend mit, denselben zu besiegen, das Reich des Königs zu erweitern. Letzterer zog oft nicht mit ins Feld, war seinen Truppen bloß geistigerweise zugegen. Beim Überschreiten der Furten wurde auch der Landesherr, seine Macht und sein Ansehen ins eroberte Gebiet übertragen. Je mehr Furten man ihn so „überschreiten machte“, desto größer sein Einfluß, sein Ruhm. Jemanden über alle Berge erheben, ihn belobhudeln ist hier sprichwörtlich ausgedrückt, „ihn über alle Furten hinübersetzen.“ Hiesige Flüsse sind bei dem stark abfallenden Gelände meistens tief liegend mit sehr steilen Ufern und nur an gewissen Furten übersehbare.

kehrte nun das Heer siegreich aus dem Kampfe heim zum königlichen Hoflager, so bildete natürlich das Tagesgespräch die Taten des Feldzuges. „Laßt uns vom Kriege reden“, hub der Häuptling an. Alsdann wurden die Heldentaten dieses oder jenes Haudagen des weiten und breiten geschildert, bis schließlich der König ihn öffentlich belobte und ihn aufforderte: „Führe den Kriegstanz auf, du N. N., Sohn des N. N., der du dieses und jenes Rühmlische vollbracht hast.“ Alsdann fielen ihm 20–30 Ochsen zu als Belohnung seiner Tapferkeit und er erhielt einige Ehrentitel, bezugnehmend auf seine Taten. (Schluß folgt).

Aufgabe der eingeb. Frau in Südafrika

(Vortrag von Frä. L. P. Vilafazi, Hauptlehrerin an der Tageschule von Mariannhill, gehalten auf der 3. Generalversammlung der Vereinigung der Afrikanischen Katholiken (E. A. U.))

(Ein Punkt in dem Vortrag von Frä. Vilafazi dürfte den mit den Gebräuchen der Schwarzen unbekannten Lesern etwas dunkel sein, weshalb kurz hier darauf eingegangen sein soll. Bei der Heirat der Schwarzen muß der Bräutigam dem Vater der Braut den sogenannten Brautpreis zahlen. Durch die englische Regierung ist derselbe auf 10 Ochsen für gewöhnlich festgesetzt worden. Jedoch haben die Eltern seit geraumer Zeit angefangen, neben den 10 Ochsen sich noch andere Geschenke geben zu lassen, die in manchen Gegenden dem Wert von 10 Ochsen nicht viel nachstehen. Diese willkürlichen und von keinem Gesetz, auch nicht dem Gewohnheitsgesetz geregelten abgezwungenen Geschenke bringen viele Gefahren für die Braut während der Brautzeit mit sich. Die Rednerin ist nicht gegen die vom Herkommen geheiligte Sitte des Brautpreises, aber sehr entschieden gegen die anderweitigen Geschenke, die noch nebenbei verlangt werden).

Es wurde schon viel darüber disputiert, ob sich die Frau nur innerhalb des Familienkreises, oder auch im öffentlichen Leben betätigen soll. Ein Redner sagte einmal: „Früher hat die ideale Frau nur gesehen, aber nicht gehört, außer wenn sie mit dem Geschirr in der Küche Geräusch machte.“